

Ingvar Ambjørnsen
AUS DEM FEUER
Roman

Aus dem Norwegischen
von Gabriele Haefs

Edition Nautilus

Vilde

Im Schilf liegt eine tote Krickente. Genauer gesagt ein Krickerpel. Das Sonnenlicht lässt das grüne Feld um die Augen leuchten wie blankes Metall. Das mir zugekehrte Auge ist geborsten. Winzige Fliegen krabbeln durch die Federpracht. Drehen kleine Pirouetten. Lassen sich abermals nieder. Um den Hals, als feste Schlinge – eine blaue Angelschnur, die sich tief in den dunklen Abgrund beim Anleger hinunterzieht.

Das Bild des toten Vogels erinnert mich an etwas.

An etwas von vor langer Zeit.

Ich kann es nicht an die Oberfläche holen.

Ich habe es nur kurz zu heben versucht, dann habe ich aufgegeben. Es spielt keine Rolle. Ein Traum. Etwas, das ich gelesen habe. Eine Bagatelle.

Es ist Samstag, der 2. Oktober. Herbst. Trotzdem fast Sommer. Der ganze Wald summt vor Insekten, wie es Ende Juli oft der Fall ist. Ich sitze in Hemdsärmeln da, auf einem alten Sägebock, den irgendwer angebracht hat, seit ich zuletzt hier war. Die Wespen gehen im Heidekraut Streife; sie sind in diesem Jahr klein und ziemlich friedlich; dieses Phänomen ist mir schon längst aufgefallen. Ich sitze zu Hause in Majorstua auf dem Balkon und frühstücke, mit Ei und Marmelade, den ganzen Spätsommer hindurch, ohne von den Schwarzen und Gelben gestört zu werden. Sie sind da, aber sie lassen sich vom Winde verwehen. Hier im Wald ignorieren sie den Menschenmann vollständig, sie wimmeln im Heidekraut umher und gleiten seitlich über das Wasser oder zwischen die Kiefernstämme. Um diese Jahreszeit sind sie heimatlos. Bald werden sie sterben.

Ja. Ein Sommer, der die Landschaft nicht loslassen will.
Der sich in einen anderen Raum erstreckt als den, der ihm gehört.

Das sind so meine Gedanken.

Es ist heiß. Das Hemd klebt mir am Rücken.

Ich bin vom Auto her fünfzig Meter hier heraus auf die Landspitze gegangen. Ich bin triefnass.

Aber Luft und Licht gehören dem Oktober, wie ich ihn aus früheren Jahren kenne, so weit ich mich zurückerinnern kann. Der blaue klare Herbsthimmel und das Sonnenlicht, das durch die farbenfrohen Baumwipfel sickert. Der große Laubfall hat noch nicht eingesetzt. Noch ist der Waldboden nackt. Das Gras steht grün an den Hängen. Noch hängen die Farben an den Zweigen, Milliarden, Myriaden von wehenden Wimpeln in Gold, Rot, Braun und Orange, in allen Schattierungen.

Und das klare Licht fällt zwischen sie und durch sie und malt wundersame Schattentänze auf Pfade und Wege.

Wo jemand geht oder niemand kommt.

Der Wasserspiegel ist in zwei Hälften geteilt. Einen leuchtendblauen Teil, einen Himmelsspiegel. Und einen, der schwarz und glänzend ist wie Öl. Der im Schatten des hohen Waldes unter dem Steilhang im Osten ruht.

Jetzt schwimmt sie hinaus aus ihrem Leben und hinein nach Mordor.

Ich sitze hier. Ich sage nichts. Ich bin nicht so leicht zu bewegen. Ich sitze hier und denke, so ist sie. Von Licht zu Schatten, in Sekundenschnelle.

Es ist, als werde ihr Körper in einer Art Fixierbad entwickelt, wenn sie in die Dunkelheit hineingleitet. Im Sonnenlicht sehe ich nur ihren Kopf über dem glitzernden Wasserspiegel. Und die Haare, die in ihrem Kielwasser treiben. Im tiefen Schatten leuchtet ihr Körper unter der Wasseroberfläche fast weiß. Er wirkt fast selbstleuchtend.

Die ruhigen Armbewegungen. Der Rücken. Die Hüften und die starken Beine beim Abstoßen. Sie dreht sich auf den Rücken. Winkt.

»Komm doch!«

Unter der toten Ente ist feiner Sandboden. Fast wie feinkörniges Gold im Sonnenlicht. Das dünne Schilf ragt wie grüne Trinkhalme aus dem Sand. Zwei Meter vom Land entfernt beginnen Dunkelheit und Modderboden. Die Tiefe.

Ungefähr mitten zwischen Strand und Dunkelheit liegt auf dem Grund ein hellblauer Wobbler mit schwarzen und roten Flecken.

»Du bist ja vielleicht blöd! Dummer alter Mann!«

Sie ist wieder im Licht.

Ich halte mir die Hand über die Augen. Hinter ihr, im Glimmer von Sonne und Herbstfarben, sehe ich zwischen den Bäumen den Umriss des alten Hauses. Das Krähenschloss. Die Türmchen. Die Galerien. Die Glasveranda. Das alte Haus draußen auf dem Felsen. Das mich immer an eine auf Abwege geratene Stabkirche erinnert. Ich habe das Gefühl, den Duft des Teers bis hierher wahrnehmen zu können, aber das ist nur Einbildung. Erinnerungen, die mir einen Streich spielen. Die Erinnerung daran, irgendwann im Hochsommer in der engen Schlafkammer in der Mansarde zu erwachen. Der Mischgeruch von Teer und Kienholz. Der aufgewärmte Staub, der in den Lichtstreifen tanzt, wenn sie sich unter dem undichten Dach kreuz und quer dahinziehen.

Und der Winter: Holzfeuer. Tag und Nacht, der kontrollierte Hausbrand. Der Geruch von brennender Birke, den ich ebenfalls mit diesem Ort verbinde. Und von grüner Seife und alter Frau.

Vilde erreicht das seichte Wasser und richtet sich auf. Das Licht scheint an ihr hinunter und in den See zu strömen. Sie ist milchweiß und schön, ein lebender Beweis für den schlechten Sommer, der hinter uns liegt. Der jetzt blüht, obwohl eigentlich Herbst ist. Ihre kleinen Füße in dem hellen Sand. Rote Zehennägel.

»Bleib ganz still stehen«, sage ich. »Beweg dich nicht!«

»Gib mir das Hemd! Sonst frier ich mich zu Tode!«

Plötzliche Windrosen, die sie einhüllen. Ich stehe auf und greife nach dem rot karierten Holzfällerhemd, das sie

ins Heidekraut geschleudert hat. Werfe es ihr zu. Ihre Brustwarzen stehen hervor wie harte Knoten. Sie streift fröstelnd das viel zu große Hemd über.

»Nur noch einen Moment«, sage ich. »Weil du das Schönste auf der Welt bist.«

Sie gibt keine Antwort. Sie steht da und mustert mich mit diesem seltsamen, intensiven Blick. Ich kann mitten in der Nacht aufwachen, mit der Gewissheit, dass sie hinter meinem Rücken liegt und mich betrachtet. Dass sie daliegt und meinen Hinterkopf ansieht. Oder meine Ohren. Ab und zu nagt sie mit kleinen spitzen Zähnen an mir.

»Sehe ich aus wie ein Playboy-Model? Machen die nicht solche Bilder? Offenes Hemd und nackter Hintern?«

»Nein«, sage ich. »So ist das nicht.«

»Als ich in den Schatten auf der anderen Seite gekommen bin, wurde es eiskalt. Ich hatte Angst vor einem Krampf. Und dann dachte ich, dass ich keinen Grund hätte, auf dich zu zählen, falls irgendwas passiert. Das war scheußlich.«

»Ich finde, du solltest deinen Biber in Ruhe lassen«, sage ich. »Du siehst aus wie eine Fünfjährige.«

Sie watet ans Ufer.

Ich schmiege die Wange an ihren Bauch und lege meine Hände auf ihre eiskalten Hinterbacken. Streichele ihre Oberschenkel.

»Wer wohnt in dem alten Haus da?«, fragt sie. »Dem da draußen auf der Insel?«

Ihre Hände in meinen Haaren. Ich wärme die Innenseite ihrer Oberschenkel. Bis in die weichen Falten, bei denen ich an Stute denken muss, Pferd. Sie presst meinen Kopf an sich.

»Ich habe keine Ahnung. Woher soll ich das wissen?«

»Weil du hier zu Hause bist. Ich merke doch, dass du hier zu Hause bist.«

Ich öffne sie vorsichtig. Nur zu Besuch. Für einen Moment.

»Vielleicht steht es leer.«

»Nein. Denn das ist verboten. Das geht nicht. Das ist gegen das Gesetz.«

Sie ist warm und glatt. Ich lasse langsam zwei Finger in

ihr steigen. Ich kann hören, wie ihr Atem sich mit dem Summen der Insekten mischt.

»Ein junger starker Mann«, sagte sie. »Einer, der ein bisschen grausam und wunderbar ist. Der wohnt da.«

»Na gut. Aber er war einsam, als wir gekommen sind. Und jetzt sieht er uns und zerbricht.«

»Ich bringe es nicht übers Herz, ihm mehr als das hier zu geben.«

Aber dann stellt es sich heraus, dass wir beide herzlos sind. Und die ganze Zeit denke ich, dass Kolla auf der Glasveranda steht und uns ansieht, in ihrem verwaschenen Morgenrock, die mageren Füße in den karierten Pantoffeln ihres verstorbenen Mannes.

Dass sie dort steht und uns durch das riesige russische Fernglas beobachtet, mit dem sie sonst dem Treiben der Vögel im Wald und auf dem Wasser zusieht.

Jetzt bekommt sie einen Kampfläufer und einen weißen Schwan vor die Linse.

Im Auto herrscht eine Bruthitze. Wir reißen beide Türen auf und stehen zum Rauchen draußen.

»Du hattest eine Plastiktüte, oder?«

Sie: »Was?«

»Eine Plastiktüte.«

Sie öffnet die Tür zur Rückbank. Wühlt. Plastik knittert. Dann steht sie da mit einem roten Oberteil und einer leeren Plastiktüte von H&M.

»Was willst du damit?«

»Steig ein.«

Ich nehme die Plastiktüte und gehe wieder auf die Landspitze. Wate hinaus ins Schilf und hebe die Krickente auf. Und auch den Wobbler. Hänge ihn an meine Hemdentasche. Werfe die Tüte in den Kofferraum.

»Was ist das denn da?«

»Ein Wobbler.«

Ich hänge ihn an den Rückspiegel.

»Du bist ein kleiner Junge, was? Ab und zu? Ich hab Hunger.«

Ich lasse den Motor an. Ehe wir losfahren, kurbeln wir beide Fenster herunter.

»Das werden wir ändern.«

Sie verdüstert sich. Das kann am Hunger liegen. Am Blutzucker. Oder an etwas anderem. Ich habe den Versuch aufgegeben, sie zu durchschauen. Ich habe mich daran gewöhnt. Wir fahren am Mjøsaufer entlang und sie verdüstert sich. Kein Wort.

Es ist schön. Die Nachmittagssonne streckt rote Zungen über das Wasser.

Ich drehe das Radio an, es gibt Nachrichten.

Sie dreht es aus.

Als wir eine Raststätte im Norden der Abfahrt nach Gjøvik erreichen, halte ich neben einem finnischen Lastwagen und gehe hinein. Sie ist nicht die Einzige, die vom Ficken im Wald Hunger bekommt. Es ist Viertel nach zwei. Noch fast sechs Stunden bis zum Festmahl zur Feier von Stig Hammers sechstem Abenteuer. Jetzt will ich ein Raststättenessen von der Sorte, die ich niemals überbekomme. Schweinebraten oder Frikadellen in dicker brauner Soße, Kümmelkohl oder geschmorten Weißkohl, die Kartoffeln in der braunen Soße zerquetschen, Preiselbeermarmelade, dünnes Knäckebrot und jede Menge eiskaltes Wasser. Ich lasse sie in Ruhe, ich schaue mich nicht einmal um, um zu sehen, ob sie hinterherkommt, ich steuere geradewegs die Raststätte an, dort steht ein Brautpaar und rauft sich ein wenig zum Spaß, stupst sich in aller Freundschaft gegenseitig herum, nicht ganz erwachsene, ein bisschen plumpe Jugendliche in vollem Wuchs, er sogar im lila Smoking, und Onkel und Tanten und Mütter und Vettern, die schmunzeln und vielleicht schon leicht angetrunken sind, hier stehen sie und warten auf das Auto, auf einen Minibus, der sich verspätet, so viel habe ich immerhin verstanden.

Ich entscheide mich für Elchfrikadellen. Ich kann mir das nicht verkneifen, dieser Teil des Landes, Hedmark und Oppland, hat einfach etwas an sich, das ich mit dem Elch verbinde, dem König des Waldes, für mich ist das hier Elch-

land, es hat wenig mit den Tatsachen zu tun, in Vestfold und Telemark werden sicher genauso viele Elche gejagt wie hier oben, aber jetzt geht es um Gefühle und Empfindungen. Und sie füllt mir den Teller, die Frau hinter dem Tresen, während sie verfolgt, was sich hinter meinem Rücken abspielt, sie nehmen jetzt Lachen und Späße mit nach draußen, das kann ich hören, sicher soll nun geraucht werden.

»Und Wasser«, sage ich und bezahle.

»Setzen Sie sich doch einfach!«

Und als ich das tue, sehe ich, dass Vilde im Salatbuffet herumstochert, aber als sie dann etwas später zu mir an den Tisch kommt, bringt sie eine warme Frikadelle und ein großes Bier mit.

Als ich anfangs, das zermahlene Elchfleisch zu essen, die Frikadellen in Stücke zu kauen, tauchen Bilder auf von nachtdunklen Straßen, Scheinwerfern, die Schneeregen und Nebel zerschneiden, es ist irgendetwas, das ich gelesen habe, vielleicht gehört, war das so, dass die Raststätten hier oben in den Orten am Mjøsa eine Abmachung mit der Gemeinde hatten ... oder den Kantinen? Den Krankenhauskantinen? Ich weiß es nicht mehr genau.

»Woran denkst du?« Sie zieht das Messer durch den Zwiebelhaufen, zerteilt die Frikadelle in zwei Stücke, so macht sie das, wie in einem richtigen Steakhaus. Das Fleisch testen.

»Ich überlege, was es für ein Gefühl ist, wenn ein Elch durch deine Windschutzscheibe bricht«, sage ich. »Du weißt schon. Du und ich. Auf dem Heimweg von der Hütte. Oder auf dem Weg zur Hütte. Wir sind schon den ganzen Tag unterwegs. Es regnet. Draußen ist es stockdunkel, und wir sind müde und kaputt.«

Sie kaut und sieht mich an.

»Dann knallt es«, sage ich. »Ein nasses totes Tier durch die pulverisierte Scheibe.«

»Nein«, sagt sie. »Ein sterbendes. Ist das eine Szene für Stig Hammer, oder was?«

»Ja, vielleicht«, sage ich. »Da sagst du was.«

»Oder macht dir das einfach nur Spaß?«

»Ich habe irgendwo gelesen, dass die Gemeinden hier

oben eine Abmachung über die im Verkehr umgekommenen Tiere getroffen haben. An dem Fleisch ist doch nichts auszusetzen. Aber ich weiß nicht mehr, wo es landet. Verwaltungskantinen. Pflegeheime. Irgendwie so was.«

»Schön. Der Dachs endet dann am Sonntag als Schweinebraten. Weißt du was? Wenn wir da oben ankommen, kann es sein, dass ich mich in die Bahn setze und in die Stadt zurückfahre. Ich glaube einfach, ich habe keine Lust mehr, dich auf solchen Expeditionen zu begleiten.«

»Ist schon gut.«

»Was ist schon gut?«

»Wenn du nicht mitkommen willst, dann lass es sein. Nimm den Zug zurück nach Oslo. Lass dich im Theatercafé volllaufen.«

»Soll ich denn einfach im Hotelzimmer hocken und fernsehen? Und auf dich warten?«

»Bestimmt gibt es in der Nansenschule irgendeinen Vortrag. Zen in der Malerei. Islam und Modernismus.«

Sie lächelt. Lässt die Gabel sinken und streicht mir mit den Fingern über den Handrücken. »Aber du kommst?«

»Ich dachte, wir hätten uns für halb zwölf oben im Mølla verabredet. Dann bin ich fertig mit der Arbeit. Ich habe gesagt, dass ich bis elf bleiben kann. Höchstens bis Viertel nach, wenn ich Bücher signieren soll.«

»Arbeit? Arbeit ist ja wohl übertrieben.«

»Ja«, sagte ich. »Arbeit ist übertrieben.«

»Schmecken die Buletten gut?«

»Das sind Elchfrikadellen.«

»Okay. Deshalb also.«

»Wahrscheinlich.«

»Du hast überlegt, ob du Abfälle vom Straßenrand isst.«

»Die Frage hat sich sicher irgendwo in meinem Unterbewusstsein gerührt.«

Das Mädels kommt mit einem Glas und einer Kanne voll Eiswasser. Ich habe Durst. Das kalte Wasser macht mir große Freude. Ich finde es zudem schön, hier zu sitzen und mich ein bisschen mit Vilde zu kabbeln. Vor dem Fenster steht dieses klobige Brautpaar und pöbelt sich an, ungefähr wie ver-

liebte Teenager vor einem Festlokal. Der Himmel ist weit und blau, und durch das herbstfarbene Laubwerk der Birken leuchtet der Mjøsa. Und als ob das noch nicht genug wäre: Da kommt der Minibus!

»Jetzt geht's zurück in die Anstalt in Gjøvik«, sage ich, als die da draußen die Köpfe einziehen und Platz nehmen.
»Meinst du nicht? Und sicher landet da auch der Dachs.«

Wir fahren weiter. Wir sagen nichts. Es ist etwas mit dem sterbenden Tier, das durch die Windschutzscheibe kracht, dass die Glassplitter nur so stieben, mit dem Geruch des regenfeuchten Fells und des pulsierenden Blutes, ich meine – die Sonne scheint und der Mjøsa glitzert, aber ich habe das Gefühl, in einen dunklen Tunnel zu jagen. Ich bin nicht gefährlich, ich halte mich unbedingt für einen verantwortungsbewussten Verkehrsteilnehmer, es sind nicht die Nerven, es ist keine Panik, sondern vielleicht nur eine Art existenzielles Unbehagen. Das Gefühl der Übelkeit unter dem Gewicht von allem, was möglich ist. Der sterbende Elch auf meinen Knien. Die blaurote Zunge. Schaum und Sabber, und große, riesengroße Augen, die plötzlich das Innere eines Personenwagens mustern, mit einem Blick, der daran gewöhnt ist, über Rodungen und hügeligen Mischwald zu schweigen, das alles, während das Blut strömt und das Leben langsam verrinnt, vielleicht sogar begleitet von Tanzmusik aus dem Autoradio. Vikingarna. Ole Ivars.

Es ist, als ob eine Dunkelheit sogar das Sonnenlicht umschließt. Es in etwas Kleines und Illusorisches einkapselt.

»Du könntest mich ein bisschen liebhaben«, sagt sie.

Das große tote Tier auf ihrem Schoß.

Sie drückt vorsichtig auf den Wobbler, der am Spiegel hängt. Ihre Fingernägel versinken in dem blauen Gummi.

Ich spüre es im Unterleib.

»Du hast auch die Ente mitgenommen, was?«

»Natürlich«, sage ich.

»Was willst du damit?«

»Ich dachte, ich könnte mir einen kleinen Krickentenhut machen lassen.«

Sie dreht sich um und schaut hinüber nach Lillehammer am anderen Seeufer. Die Stadt, die sich oben am Hang festkrallt.

»Ausstopfen«, sage ich. »Auf den Kaminsims stellen. Die Ente hat mich an etwas erinnert. Ein Geschehnis. Mir fiel nur nicht ein, was es war, als ich da auf der Odde saß und dir beim Schwimmen zusah. Aber danach. Als wir gerade losfahren wollten. Nicht, dass es etwas Besonderes gewesen wäre. Es war eigentlich die Erinnerung an einen Verlust. An etwas, das mir nicht gelungen ist. Aber wenn man so alt wird wie ich jetzt, dann muss man Siege und Niederlagen zusammen aufbewahren.«

»Ich frage mich, ob ich das nicht gerade mache«, sagt sie. »Eine Niederlage aufbewahre. Danke, dass du dem einen Sinn gibst.«

»Es macht nichts, dass du hier nichts begreifst.«

Ich fange mir eine Mauschelle ein und muss an den Straßenrand fahren und den Wagen anhalten. Ich vergesse es immer wieder. Die Arbeit mit Meißel und Stemmeisen macht sie stark wie einen kleinen Braunbären. Sie hat meinen Augenwinkel mit dem Fingernagel gestreift. Tränen. Blut auf der Fingerspitze.

»Der Teufel soll dich holen!«

Nur, damit es gesagt ist. Es hat absolut keinen tieferen Sinn.

Sie kurbelt das Fenster hinunter und nimmt sich eine Zigarette.

Ich suche im Handschuhfach nach Papierservietten, aber ich finde nur Putzwolle, die vage nach Terpentin riecht. Wische mich deshalb mit dem Hemdzipfel ab. Kneife das Auge zu.

»Einmal wollte jemand mich zu einer Filmproduktion mitlocken. Es ging ungefähr so los wie hier. Sie und er in einem Auto. Jähe, unmotivierter Gewalt. Wir sind auf dem Weg in eine kleine Stadt. Genauer gesagt ... zu einem großen klobigen Steinhaus am Rand dieser Stadt. Hörst du zu?«

»Okay. Wir sind auf dem Weg in die lokale Anstalt.«

»Genau. So ein Film ist das. Ein Film über junge Men-

schen, die es einfach zu übel finden, Leute einzusperren, nur weil die ein bisschen verrückt sind. Das war in den achtziger Jahren. Das ganze Projekt ging in den Teich. Zum Glück.«

Ich lasse den Motor wieder an.

Sie wirft die halb gerauchte Zigarette weg und schließt das Fenster. »Wir werden also vielleicht irgendwen befreien?«

»Nein, ganz so verrückt geht es nicht zu. Wir sind unterwegs zu meinem Bruder. Der wird das Wochenende mit uns verbringen. Wir wollen auf die Hütte. Ich weiß noch, dass wir eine Menge scharfe Szenen reingeschnitten hatten. Wir sind unter anderem in einer Szene unter dem Eis, auch wenn die Handlung im Frühling oder Herbst vor sich ging. Ein Eisbohrer, der plötzlich das türkise Wasser zerschneidet. Blubbernde Unterwassergeräusche. Mein Bruder, der nackt in einem riesigen eiskalten Badezimmer auf einem Stuhl sitzt und von einem Pfleger in seinem Alter rasiert wird. Und du und ich. Die draußen auf irgendeinem Sportplatz warten. Ein bisschen mit einem Baseball tricksen, vielleicht. Bis sie ihn bringen. Meinen Bruder, meine ich. Ja, ja. Wie gesagt, es ging voll in den Teich.«

»Ach, hör auf«, sagt sie. »Halt die Fresse!«

Wir fahren weiter, ohne etwas zu sagen. Sie schiebt eine CD ein, die lose im Seitenfach gelegen hat. Es ist Brad Mehldaus »House in Hill«. Wir überqueren abermals den Mjøsa. Lillehammer liegt über uns am Hang, gebadet in Nachmittagslicht. Kurz darauf fahren wir auf den Parkplatz hinter dem Hotel Breiseth, und ich denke, es hätte hier sein können. Dass wir hier die Szene hätten drehen können, in der wir meinen Bruder holen wollen, gerade hier, hinter dem Hotel Breiseth in Lillehammer.

Als ich den Wagen rückwärts einparke, klingelt das Telefon. Ich sehe im Display, dass es Ada ist. Der ich vor dem Pastor versprochen habe, gute und schlechte Tage mit ihr zu teilen, bis dereinst der Tod einen Keil zwischen uns schlägt.

Im Breiseth in der Bar

Gudrun Valleger sitzt in der gottverlassenen Bar des Hotels Breiseth. Sie ist der einzige Gast, und sie hat an dem einzigen Tisch Platz genommen, der mit einer weißen Decke geschmückt ist. Die anderen Tischplatten sind kahl und blank, sie leuchten bleich im schwindenden Licht, das von der Straße hereinkommt, da sitzt sie, auf der Stuhlkante, fast auf dem Sprung, mit ihrer modernen Brille, schmale, längliche Gläser, eingerahmt von rotem Kunststoff, bis an ihre Nasenspitze vorgeschoben. Sie schaut über den Brillenrand, schräg auf die Speisekarte, die sie in den schlanken Händen hält, ein einzelner gelbweißer Bogen aus dünnem Karton. Sie ist ganz und gar in ihrer eigenen Welt, aber ehe sie hergefahren ist, hat sie ihre dunklen Haare zu einem achtlosen Dutt hochgesteckt, geplant achtlos, möchte ich meinen, lose Strähnen fallen auf die Schultern des schwarzen Kostüms, bei dem ich an Asien denken muss, an Japan oder China.

Ein Mann in meinem Alter kommt durch die Eingangstür. Bleibt eine oder zwei Sekunden stehen, während er sich mit nervösen Blicken im Raum umsieht. Erst als er sich umdreht und wieder hinaus auf die Straße geht, dreht sie den Kopf in seine Richtung. Sie trägt auf der linken Brust eine goldfasste Jadebrosche, ein Relief eines Frauenkopfes, der einen grünen Funken wirft, ein Reflex des Lampenlichtes, als sie zu mir aufschaut.

»Hallo, Alexander.«

»Du siehst ja elegant aus!«

Sie erhebt sich etwas und umarmt mich.

»Setz dich. Bist du gerade gekommen?«

Ich tue, wie mir geheißen. Sehe mich um, auch wenn ich

schon weiß, dass nur wir hier sind. Dass der Tresen leer und verlassen ist. »Vor einer halben Stunde.«

»Ich will eben nachsehen...«

»Nein, bitte! Bleib doch sitzen. Ich hab es nicht eilig.«

Aber ich. Das weiß sie. Ich habe es verdammt eilig.

»Ich bestelle kurz an der Rezeption. Was möchtest du trinken?«

»Ein Bier, nein, warte. Kalten Weißwein. Vielleicht ein paar Eiswürfel.«

»Weißwein ist gut. Das möchte ich auch. Wir nehmen eine Flasche.«

Oben auf dem Markt wird zusammengepackt. Die Buden werden geschlossen. Kästen mit Pflanzen und Obst werden auf Anhänger geladen oder in Lieferwagen verstaut. Ich sitze ganz allein in der Bar des Breiseth und sehe zu, wie die Lillehammeraner Feierabend machen. Junge Mädchen in engen Jeans. Solide Bauern von weiter oben im Tal. Rentner mit Rucksäcken und Teenager mit umgedrehten Baseballmützen. Der Autor Stig Sæterbakken steht auf der anderen Straßenseite und redet mit einem Typen mit Baskenmütze und Kindersitz auf dem Fahrrad.

Ein scharfes Sonnengleißen auf der Windschutzscheibe eines Autos, das zur Tankstelle hinunterfährt.

Wir sind unterwegs in die natürliche Siesta der norwegischen Kleinstadt. Die Stunden, die zwischen dem Schließen der Ämter und dem amputierten Nachtleben liegen. Deshalb sieht es in der Bar des Hotels Breiseth so aus. Man wartet nicht auf den Sturm, sondern auf eine mögliche sanfte Brise. Und dann lohnt es sich, die schwedischen Aushilfen anderweitig zu beschäftigen.

Gudrun kommt. »Du siehst gut aus. Wie fühlst du dich?«

»Nicht schlecht.«

»Möchtest du essen? Wir können auch woanders hingehen.«

»Nein. Ich hab eine Ladung toten Elch verzehrt. Und dann gibt es ja...«

»Das Festmahl. Wie wird das wohl gehen, was meinst du?«

Sie nimmt wieder die Speisekarte. »Ich brauche einen Salat oder so. Und weißt du? Wir haben ja darüber gesprochen. Alles richtet sich nach dir. Du musst es genauso machen, wie du willst oder kannst. Es wird auf jeden Fall sehr gutgehen. Du machst so viel mit, wie du schaffst. Es soll nicht so sein, dass ...«

»Das weiß ich doch alles.«

Nun kommt ein Mädels auf schiefgelaufenen Absätzen. Sie stammt hier aus dem Tal. Munter und sympathisch. Wein und zwei Gläser. Kühler voll Eis.

Gudrun bestellt Salat mit Rinderstreifen und fragt, ob ich sicher sei. Das bin ich. Ich will jetzt auf keinen Fall etwas essen. Nur etwas, was ich hinunterschlucken kann, ohne zu kauen. Ich trinke einen großen Schluck Wein. Zerbeiße mit einer defekten Füllung einen Eiswürfel. Das spüre ich bis hinunter in die Fersen.

Und Gudrun sieht es. Sieht, wie ich plötzlich das Gesicht verziehe.

»Himmel, was ist dir denn gerade eingefallen? Dass du Theater spielen musst? Ich bin sicher, das wird lustig. Ich wäre so gern dabei. Aber wir können es ja im Fernsehen nacherleben.«

»Ach?«

»Hast du nicht mit Bjørg gesprochen?«

Das Telefon klingelt in meiner Brusttasche.

»Hallo, hier ist Bjørg. Bist du im Hotel, oder was?«

»Ja, ich sitze hier gerade mit Gudrun.«

»Du, TV 2 hat angerufen. Sie möchten furchtbar gern heute Abend in *Guten Abend Norwegen* kurz über die Sache nacher berichten. Sie senden das erst am 17., und das kommt uns doch wie gerufen. Dann liegt dein Buch in allen Buchläden. Und da wollte ich nur wissen, wie du das siehst. Die Sendung ist doch immer in Ordnung.«

»Nichts dagegen. Wenn sie das mit der Hausbesitzerin klären.«

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Ich hole dich wie verabredet im Hotel ab. Und du? Supergutes Buch! Das bringt's!«